



Die Brücke.

Roman von  
Willi Scharlau.  
(8. Forts.) (Nachher verb.)

Er war gewiß ein liberal denkender Mann, der jedermann und jedem Stande gab, was ihm gehörte. Sie hatten alle ihren Zweck und ihren Nutzen, — aber — er gebrauchte doch lange Zeit, ehe er sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, seine Tochter wollte einen bürgerlichen Schriftsteller heiraten, der nichts besaß als sein bißchen Verstand.

Hanns ging durch das Wohnzimmer über die Diele in ihren großen Salon. Hier traf sie Egon, welcher scheinbar sehr ungeduldig auf sie wartete. Hohn und Aerger standen deutlich auf seinem Gesicht geschrieben.

Er trat schnell zu der Eintretenden heran und betrachtete sie von oben herab musternden Blicks.

„Nun höre einmal, Hanns,“ rief er höhnisch, „Du bist wohl gar nicht recht — —“

Sie fiel ihm aber mit einer drückenden Bewegung und einem so harten Klang der Stimme in das Wort, daß er betroffen schwieg, und nur ungeduldig an seinem Schnurrbart zerrte.

„Ich verbitte mir diesen Ton, Egon,“ sagte sie. „Alles kann ich ertragen, nur keinen Spott. Nicht gegen mich, nicht gegen ihn. Du scheinst mit mir sprechen zu wollen, bitte, aber ich bitte, daß es



Schneiderinnen.

in einem Tone geschieht, der angemessen ist.“

Egon schwieg und Hanns fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Ich habe mit voller Ueberlegung Papa und Dir gleichzeitig von meiner Absicht Mitteilung gemacht. Ich war mir ganz klar, daß ich einen Sturm heraufbeschwören würde, und ich wollte ihn nicht zweimal durchkämpfen müssen. Daß ich ihn aber überstehen werde, steht fest.“

„So, so!“ meinte er kurz. „Sehr siegesgewiß, aber Du wirst Dich täuschen. Wenn das alles schon ganz fest steht, wirst Du auch nicht mit mir darüber sprechen wollen. Ich werde mich also empfehlen und nachher mit Papa über die Sache reden.“

„Ich habe durchaus nicht gesagt, ich wollte nicht mit Dir darüber reden, ich habe mir nur Spott und Hohn Deinerseits verbeten. Wenn Du willst, so komme mit zu mir nach oben.“

„Darf ich dort rauchen?“ fragte er. „Ich habe es nötig, meine Nerven etwas zu beruhigen.“

Hanns nickte und ging voran.

Die Geschwister gaben sich Mühe, so ruhig miteinander zu sprechen wie nur möglich, aber immer wieder plagten die so himmelweit verschiedenen Ansichten aufeinander.

„Nach dem, was Du mir soeben gesagt, Egon,“ meinte sie in bedauerndem Tone, „scheint es mir so, als beabsichtigst Du be

einer Heirat nur auf das Vermögen Deiner Zukünftigen zu sehen.“

„Nicht nur. Aber ohne Vermögen zu heiraten wäre der reine Wahnsinn, denn es gehört viel Geld dazu, ein anständiges, standesgemäßes Leben zu führen.“

„Und es würde Dir wenig ausmachen, ob die Dame bürgerlicher Wammung ist, nicht wahr? — So viel ich weiß, ist ja auch der Abel in Hamburg dünn gesät.“

„Wird mich wenig kümmern.“

„Und mir macht Du fast ein Verbrechen aus meiner Absicht einen Bürgerlichen zu heiraten. Wie reimt sich das zusammen?“

Egon sah die Schwester zweifelnd und kopfschüttelnd an. Wie konnte ein leiblich kluges Mädchen nur so begriffstauglich sein?

So meinte er denn auch in überlegen, belehrendem Ton:

„Ich bleibe, wer ich bin, — Du nicht. Ich ziehe meine Frau zu mir herauf, Du steigst herab. Ich sollte meinen, der Unterschied liege auf der Hand.“

Hanns suchte die Achseln. Egon, welcher eine junge, wohlgerogene Dame zu sich emporzog, indem er ihr die Ehre erwies, ihre Millionen zu heiraten und sie zur Frau von Lingen zu machen; der Gedanke machte sie lächeln.

„Sapienti sat“, sagte sie. „Danach noch weiter zu sprechen, erscheint mir überflüssig, im Gegenteil gefährlich, denn aus dem Gespräch könnte nur zu leicht ein Streit entstehen.“

„Keider!“ meinte er kurz und stand auf.

Als Egon das Zimmer seiner Schwester betrat, holte er zwar eine Zigarre aus seiner Tasche, unterließ es aber doch, sie anzuzünden. Man muß eben äußerlich den Damen kleine Vorrechte einräumen, so tun, als hätten sie allein zu bestimmen, und als geschähe alles nur nach ihrem Willen. Das erhält sie bei guter Saune.

Jetzt verabschiedete er sich mit leichtem Kopfnicken von der Schwester und fastete in die Tasche nach einem Feuerzeug, sich draußen die Zigarre anzuzünden. Er blieb aber noch einen Augenblick.

„Das sage ich Dir, Hanns“, erklärte er, „ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, dies unglückselige Projekt zu vereiteln. Ich spreche nachher mit Papa, bei ihm liegt schließlich doch zuletzt allein die Entscheidung.“

„Die letzte — — bei mir. Was würdest Du tun, Egon, wenn Papa Dir die Einwilligung zur Heirat mit einer jungen Dame versagen wollte, gegen welche keinerlei triftige Gründe sprechen, die ihm aber nicht gefällt? — Nun?“

„Kann er gar nicht.“

„So — also zweierlei Maß.“

„Komme doch nicht mit solchen Geschichten, Du kennst ja meine Ansicht. Aber ich gebe Dir mein Wort, ich werde mich nicht verhehlen.“

Damit ging er rasch hinaus.

Hanns war den Tag über in fieberhafter Erregung. Eine gedrückte Stimmung herrschte im Haus.

Morgen war der heilige Abend, noch waren keine auch äußerlich sichtbaren Vorbereitungen für das Fest getroffen.

Hanns zwang sich, an alles zu denken, nichts zu veräumen.

Im Salon mußte die große Tafel für die Besichtigung aufgeschlagen, dann der Christbaum geschmückt werden.

Wie freute sie sich sonst auf alle diese Liebesarbeit, jetzt tat sie es mehr mechanisch als frohen Herzens. Pakete kamen durch Boten aus der Stadt oder von der Post. Hanns mußte sie öffnen und sortieren.

Oben war die eine Kammer ganz angefüllt mit Geschenken für die Dienerschaft und alle die Leute, welche zu dem Haus Lingen in irgend einem Verhältnis standen. Sogar Egon's Bürste war nicht vergessen. Das alles lenkte die Gedanken des Mädchens etwas ab.

Bei Tisch taten alle drei, als sei nichts vorgefallen. Erzellenz war freundlich und liebenswürdig

wie immer und erkundigte sich nach den Festvorbereitungen, namentlich danach, ob auch niemand vergessen sei. Egon war sehr ungnädig, daß man eine Einladung zu Frau von Schulz für den Sonnabend nicht gut ablehnen konnte.

Die Dame betrachtete den sogenannten dritten Festtag als ihre eigenste Domäne. Sie wollte an diesem Tage Jugend um sich sehen, und da sie nur eine verheiratete Tochter besaß, welche um diese Jahreszeit meistens nicht gesellschaftsfähig war, so entbot sie alle ihr bekannnten jungen Damen der Gesellschaft.

Natürlich waren die Eltern auch geladen, man mußte aber, Frau von Schulz nähme es nicht übel, wenn diese für diesmal absagten.

Erzellenz konnte selbstverständlich an einem solchen Fest nicht teilnehmen, die Kinder aber mußten wohl oder übel.

Nach Tisch zogen sich alle drei halb zurück, um sich an dem Abend nicht wieder zu sehen.

Auch der nächste Vormittag verging langsam, für Hanns in qualvoller Erwartung. Egon ging aus, erschien auch nicht zum Frühstück.

Hanns wartete schon im Speisezimmer auf den Vater, als der Diener erschien und bestellte, das gnädige Fräulein möchten sich für einen Augenblick zu Erzellenz bemühen.

Das Herz schlug dem Mädchen zum Zerpringen, als die Tür von des alten Herrn Zimmer sich hinter ihm schloß.

„Nur wenige Worte, Hanns“, sagte Erzellenz leise. „Du hast Dich wohl schon gewundert, daß ich alter Mann so viel Zeit gebrauche, einen Entschluß zu fassen. Ich bin alt und kann mit der Jugend nicht mehr mit; früher wäre das auch anders gewesen.“

Er machte eine Pause, das Sprechen wurde ihm heute ganz besonders schwer. Nicht seines körperlichen Zustandes wegen, sondern weil er den Kampf mit alten Vorurteilen noch nicht ganz hinter sich hatte. Er mußte sich setzen, denn er fühlte, wie seine Beine unter ihm zitterten.

„Ich will den Mann kennen lernen, Hanns“, sagte er dann. „Teile ihm das mit. Er soll kommen, — und wenn er mir gefällt, — — will ich nichts dagegen haben.“

Hanns blickte den Vater starr an, ihre Augen wurden größer und füllten sich mit Tränen.

Im nächsten Augenblick kniete sie neben ihrem geliebten Papi und küßte ihm unter Schluchzen und Lachen die Hände. Wieder und immer wieder. Sprechen konnte sie nicht.

Er strich seinem Kind mit der weichen Hand leise über das dicke braune Haar.

„Du lieber, Du einzig guter Papa“, hörte er sie flüstern.

„Vielleicht war es gar nicht gut von mir“, erwiderte er. „Steh' auf, Kleine, sieh' auf. — Und wisch die Tränen ab. Es sind ja Freudentränen, aber es ist nicht nötig, daß die Leute sehen, wir hätten Gemütsregungen.“

Hanns stand auf und half dem Vater sorglich.

„Er soll am Sonnabend kommen, Hanns, schreib' ihm das. Nicht eher — Egon hat erklärt, er führe am Sonnabend früh; er will nicht mit Herrn — Herr Dertel zusammentreffen. — Laß ihn, Kind, es wird sich schon alles zurechtziehen.“

Gleich nach dem Frühstück lief sie nach oben und beantwortete Dertels Brief.

Sie hatte die letzten Vorbereitungen für die Besichtigung getroffen und besah noch einmal ihr Werk, als sie plötzlich ganz blaß wurde.

Der geliebte Mann erhielt ja ihren Brief erst am nächsten Morgen, er durfte doch heut' am heiligen Abend nicht ohne Nachricht bleiben. Eine Nachricht, die für ihn den Inbegriff aller Freude ausmachte. Wie konnte sie das nur bisher vergessen. Eine halbe Stunde später ging eine Depesche ab an Doktor Hans Dertel in Friedenau. „Ja! Kommen Sie am Sonnabend Mittag zu Papa, Hanns.“

Marga stand mit dem Bruder unter dem brennenden Christbaum, die beide ganz allein.

Unwillkürlich dachte Marga daran, wach' eine Schar junger frischer Mädchen jetzt in Potsdam im

den brennenden Christbaum im großen Saal der Pension versammelt war. Natürlich fehlten viele aus dem großen Kreis, alle die, welche es ermöglichen konnten, nach Haus zu reisen. Die kamen nun aus der Kirche, dann fand die Besichtigung statt, der Abend verlief in fröhlichster Stimmung, ungnüger Gemeinschaft. Wenn dann die nach Neujahr Zurückkehrenden erfuhren, wie schön es war, stieg förmlich ein Gefühl des Reibes in ihnen auf.

Und nun stand sie hier allein mit dem Bruder. Der Kermite war krank, förmlich krank in Erwartung dessen, was kommen würde.

Förmlich aus der Hand gerissen hatte er vorhin dem Briefträger einen Brief, um ihn gleich darauf enttäuscht auf den Tisch zu werfen.

Margas Stimmung wurde immer trüber, das Weinen war ihr nahe. Weshalb schrieb denn die in Wilhelmsburg nicht? Weshalb denn keine Zeile von ihr?

Da klingelt es.

Marga ging und öffnete. Der Telegraphenbote brachte eine Depesche für Doktor Hans Dertel.

Dann fiel die Tür zu. Marga stand mit dem Telegramm in der Hand allein auf dem kleinen Korridor.

Da war die Entscheidung.

Das junge Ding flog am ganzen Körper. Und wenn sie — — wenn sie nein sagte?

Ihr Atem flog, mit zitternder Hand riß sie das Papier auf. Nur zwei Worte konnte sie entziffern: Ja! — Hanns. — Alles wirbelt um sie herum. Die Füße verlagten ihr den Dienst, sie wollte rufen, vermochte es aber nicht.

Marga mußte sich an die Wand lehnen, um nicht zu fallen.

So fand sie der Bruder.

„Was ist Dir denn, Maus?“ fragte er rasch und sagte sie um. „Weshalb kommst Du denn nicht wieder?“

„Da! — hier!“ stotterte sie. „Verzeihe, ich konnte nicht anders.“

Sie hielt dem Bruder die Depesche hin.

Im nächsten Augenblick hing sie an seinem Gafse, weinte und lachte. —

„Nein, nein! Nicht lesen. Ich will es Dir sagen. Du lieber Hanns, — sie sagt ja.“

## 8. Kapitel.

Am Sonnabend nach Weihnachten kam Dertel nach Wilhelmsburg. Als er den Wagen des einzigen Hotels, in welchem ein Mensch von Bildung absteigen konnte, und die Inschrift deselben sah, mutete es ihn an wie ein Ueberbleibsel aus längst vergangener Zeit. Hotel de Weimar — de Weimar.

Trotz seiner erregten Stimmung mußte der junge Mann lachen, es klang so komisch, dieses Weimar. Jedenfalls war sich der Gasthofbesitzer über diese Geschmacksverirrung völlig unklar, welche in der unentschieden Zeit zu Anfang vorigen Jahrhunderts so lauten mußte. Aber selbst dann, wenn er Einsicht genug besaß, nie würde er gewagt haben ohne Einwilligung der beiden Höfchen den Namen in zum Beispiel Stadt Weimar oder Weimarer Hof zu ändern. Daran war nicht zu denken, und die Kammerherrin hätte einem Manne von derartig aufrührerischen Ideen sofort ihre Günst entzogen.

Als sich Dertel auf den Weg zur Villa Lingen machte, klopfte sein Herz heftig, je näher er aber seinem Ziel kam, um so ruhiger wurde er. Hanns hatte ja gesagt, das war die Hauptsache, das war alles. Dertel war geneigt, die Zusammenkunft mit dem Vater für eine Formalität zu halten, welche keinerlei Einfluß ausüben könnte. Er fand sehr bald, dem sei durchaus nicht so.

Der die Tür öffnende Diener betrachtete den Besucher erstaunt. Ein fremder Herr, nicht aus Wilhelmsburg, denn alle Wilhelmsburger kannte er, also von außerhalb, der nicht im Wagen kam — eine Wertwürdigkeit. Er nahm die Karte zwar, erklärte aber, Erzellenz wären unpflichtig, würden also kaum Besuch annehmen können. Auf die ruhige Aufforderung, die Karte zu überbringen, geschah dies zwar, Franz aber legte sich schon im Geiste die höflich

ablehnende Antwort zurecht. Um so mehr erkannt war er, den Herrn einlassen zu dürfen.

Dann stand Hans Dertel vor dem alten Herrn, beide sahen sich prüfend an. Erzellenz war dem Eintretenden einen Schritt entgegen gegangen. Jetzt bot er ihm höflich die Hand und sagte: „Ich kenne den Grund Ihres Kommens, Herr Doktor Dertel; wir wollen denselben also vorläufig beiseite lassen.“

Er zeigte mit der Hand auf einen Sessel und setzte sich selbst in die linke Sofaecke. Die Decke mußte er sich schon über die Füße legen, so sehr ihn auch in Gegenwart eines Fremden derartige Familiaritäten zuwider waren.

Der alte Herr sprach leise aber lebhaft mit der weltmännischen Gewandtheit des viel erfahrenen Mannes. Hans Dertels Programm, daß er sich sauber und ordentlich zurechtgelegt hatte, ging einmal wieder gänzlich in die Brüche.

Zuerst sprach Erzellenz, dann ließ er mehr und mehr dem Besucher das Wort, und Dertel gab sich mehr und mehr, wie er war, ohne Umschweife und Bedenken.

Durch eine hingeworfene treffende Bemerkung, durch eine Frage hielt ihn der General genau in dem Fahrwasser, in welchem er steuern sollte. Zuweilen schüttelte Erzellenz unwirsch den Kopf, wenn der vor ihm Sitzende mit der größten Harmlosigkeit Ansichten äußerte, welche hier nur zu denken ein Verbrechen war, und geschah es selbst nur im stillen Rämmelchen. Dann wieder nickte er befricdigt.

Und ohne daß Dertel es merkte, er befand ein Rigorosum, erfuhr Herr von Ringen alles, was ihm wissenwert erschien.

Angenehm fiel ihm die sichere und doch feine Weise des jungen Mannes auf. Nichts von den ihm so mißliebigen Manieren, welche er so oft an den jungen Herren der Gesellschaft beobachten mußte.

Dertel wußte, wo er mit seinen Händen bleiben sollte, steckte sie wieder in die Holentaschen, noch spielte er mit irgend einem Gegenstand, wozu sich die Quasten an den Lehnen seines Sessels förmlich aufdrängten.

Jetzt mußte der alte Herr alles, was er wissen wollte.

Der Mann, welcher um die Hand seiner Tochter warb, war nicht so, wie er sich ihn gewünscht oder im Geiste etwa vorgestellt. Aber er war nicht so, daß der Vater ein Recht oder gar eine Pflicht gehabt hätte, dem Willen der Tochter ein hartes Nein entgegenzusetzen. Er war klug, verständig, dachte so wie anständige Leute denken sollen und machte auch äußerlich einen vortheilhaften Eindruck. Die Fragen, welche so oft an Schwiegeröhne zu richten war, nämlich die nach Schulden, war schon in verneinendem Sinne beantwortet.

Freilich, ein so behagliches Leben wie bisher konnte Hans nicht weiter führen, von Argus keine Rede; aber das mußte sie und wollte sie.

Einen Augenblick schwieg Erzellenz, denn ihm wurde auch jetzt noch nicht ganz leicht, was er sagen wollte. Dann aber sagte er:

„Ich bin ein alter Mann, Herr Doktor Dertel; das viele Sprechen hat mich angestrengt. Wollen Sie zu meiner Tochter gehen? Franz wird Ihnen sagen, wo sie ist.“

In den Worten lag die Erfüllung all seiner Wünsche, es durchzuckte Dertel wie ein elektrischer Schlag.

Er wollte sprechen, aber der alte Herr sagte leise: „Nein, nein! Jetzt nicht. Ich bin wirklich etwas angegriffen.“

Er klingelte dem Diener, der den Auftrag erhielt, Herrn Doktor Dertel dem gnädigen Fräulein zu melden.

Er winkte dem jungen Mann und sagte in freundlichstem Ton:

„Auf Wiedersehen — — nachher.“

Die Jugend hat das Recht, dachte Erzellenz, als sein zukünftiger Schwiegerohn hinter der Tür verschwand. Wir Alten haben aber auch ein Recht, und zwar das Recht auszurufen, wenn wir dafür gesorgt haben, daß der neuen Generation die Pfade gebahnt sind.

Ausruben, ja ausruben. Für ihn war es Zeit, und so beschloß er bald zu tun, was ihm noch zu tun übrig blieb.

Früglig war es, ob er das Frühjahr noch erleben würde. Er wußte das so gut wie der Sanitätsrat, welcher auf seinen ausdrücklichen Wunsch ihm reinen Wein hatte einschenken müssen. Dazu aber würde es noch langen, daß er Hanns Blick vollständig sehen könnte, und mußte er alles Gift schlucken, welches der Apotheker in seinen Glasflaschen hatte.

Dann aber wollte er ausruben, es tat ihm so nötig.

Er mußte dem Diener Klingeln, welcher ihm ein Kissen in den Rücken legen und die Tropfen reichen mußte.

Wenn er nur Egon hätte noch in den Hafen einlaufen sehen können, der Junge schied diesmal nicht sehr freundlich vor ihm.

Hanns vermochte kaum dem Diener, welcher Herrn Doktor Dertel meldete, ein ruhiges „ich lasse bitten“ zu antworten. (Fortsetzung folgt.)

### Bergkönigs Töchter.

Roman von H. Linden.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Ringelmeyer war ganz verwirrt von Glück und geschmeicheltem Stolz, als Norwig ihr vorschlug, in ihrem Hause dann und wann einen literarischen Abend zu veranstalten; sie malte sich schon aus, wie sie es als scheinbar ganz Selbstverständliches den Kränzchenbarnen erzählte und diese sie um die Ehre beneiden würden.

Es ist dann eine Art Literaturstunde für Ihre Tochter, und auch für Sie wird vielleicht das gemeinschaftliche Eingehen in die Schöpfungen der älteren und neueren Dichter ebenso anregend sein, wie für mich interessant und für eigenes Schaffen befruchtend,“ hatte Norwig gesagt. „Und wissen Sie was,“ fuhr er dann fort, „ich möchte nicht, daß Unberufene daran teilnehmen, Sie erzählen ja selbst, daß unter den Damen hier keine ist, die Ihnen Verständnis entgegenbringe. Aber Ihren Schützling, ihre Schülerin, die kleine Dora, die können Sie kommen lassen, Sie würden ihr damit gewiß eine große Freude machen und auch jeder Mißdeutung vorbeugen.“

Mit Freuden ging Frau Ringelmeyer auch auf diesen Vorschlag ein, und als sie sah, wie Doras Augen leuchteten, und das junge Mädchen so glücklich war, den „Norwigabenden“ beimohnen zu dürfen, fühlte ihr gutes Herz sich doppelt befricdigt.

Es waren dies auch wirklich Lichtpunkte in Doras Leben, denn daheim sah es wieder düster und trüb aus. Die Verletzung, die Barns bei jenem Unfall davongetragen, war zwar nicht lebensgefährlich, doch machte sie ihn das Gehen äußerst mühevoll; so hatte er die kurzbeleidete Stelle wieder niederlegen müssen. Das Schlimmste aber war, daß er damals die rücksichtslosen Aeußerungen seiner Kameraden gehört, die, ihn für bewußtlos haltend, mehr oder weniger bedauernd davon geredet, daß man ihn einen schlechten Dienst erwies, als er aus Wuth und eigentümlich bloß zum Schein diese Stelle erhalten. „Leisten könnt' er ja doch nichts. Die Frau Roland hat ihm immer was schenken wollen, das hat er aber von sich gewiesen, weil er von ihr kein Almosen haben wollte; jetzt haben sie's ihm auf diese Weise gegeben und nun muß er das Unglück dabei kriegen,“ sagte einer der Beamten.

„Ja, der hat nun einmal nichts als Pech; übrigens ist er selber schuld, geht immer einher wie im Schlaf und denkt an ganz was anderes, da ist's kein Wunder, daß er auf die Schienen gerät,“ meinte ein Zweiter.

Barns hatte das alles wohl verstanden, er ließ sich nichts merken, aber es hatte ihn so bitter gemacht, daß er keinen seiner Kameraden sehen wollte, wenn sie kamen, ihn zu besuchen. Auch war er nicht zu bewegen, irgend etwas anzunehmen und durfte es gar nicht wissen, daß seine Frau die ihm ausgesetzte Pension weiter bezog. Trübsinnig dumpf

grübelnd sah er meist in dem Fahrstuhl, den Frau Ringelmeyer ihm geschenkt; oft blickte er starr vor sich hin und sprach mit sich selbst. Frau Barns hatte jetzt viel von der Gicht zu leiden, es war ihr unmöglich, die Pflege ihres Mannes und die Hausarbeit allein zu besorgen. So blieb denn für Dora noch manche Arbeit, die sie nach Feierabend im Hause erledigen mußte. Dennoch fühlte sie sich jetzt viel glücklicher als früher; ein ganz neues Leben hatte für sie begonnen. Aus der öden, trostlosen Wirklichkeit führte Norwig sie ein in das blühende, farbenreiche Land der Dichtung; es war, als werde etwas in ihr frei, das sonst verhällt und gebunden gewesen, als habe ihr Geist jetzt Flügel bekommen; sich zu erheben über alle Schranken und all' das Glend umher. In den ersten Abenden hatte ihre Gönnerin Herrn Norwig noch lange in Beschlag genommen, heute aber hatte er erklärt, daß eine dringende Arbeit ihn bald nach Haus rufe. So verabschiedete er sich denn gleich nach Dora und holte diese dann noch draußen an der Gartendecke ein.

„Endlich kann ich auch einmal ein Wort ungeführt mit Ihnen reden, Kind!“ begann er, neben ihr hergehend. „Ich hätte Sie gern schon wieder mal besucht, doch sah ihre Mutter mich damals so an, als ob sie sagen wollte: „Untersteh' Dich nicht noch einmal zu kommen.“ Trotzdem hätte ich wohl den Mut dazu, doch dachte ich, Sie würden dann vielleicht Verdruß haben.“

„D nein, so böse ist meine Mutter doch nicht!“ erwiderte Dora lächelnd.

„Ich habe auch von Ihres Vaters Unfall gehört, es tut mir sehr leid, und ich darf wohl schon mal kommen, mich zu erkundigen, wie es ihm geht?“

„Ich glaube, Vater würde sich freuen! Sie sind ja nicht vom Bergwerk, von dort will er niemand sehen.“

„Ja, verzeihen Sie, Dora, ich hörte so allerlei — man hat ihn einst beschuldigt — doch gewiß ungerecht.“

„Bitter Unrecht haben sie ihm getan!“ rief Dora erregt hervor. „Ich hasse jene auch, wenn ich daran denke! Der Vater ist ja freigekommen wegen „Mangels an Beweisen,“ wie es hieß, aber der Verdacht lastet auf ihm und auf uns allen. Ihn hat's zu einem gebrochenen Manne gemacht und auch ich hab' mein Leben lang d'tan zu tragen! Wär' ich reich, oder ein Mann, daß mir Wege und Türen offen ständen, die jetzt mir verschlossen sind, ich würde nicht ruhen und rasten, als bis ich's entdeckt, und den gefunden, für den mein Vater unschuldig leiden muß.“

„Da haben Sie recht, Dora, ich kann es Ihnen nachfühlen, und wenn ich reich wäre, gäbe ich Ihnen gewiß gern die Mittel dazu, mit Freunden wollt' ich Ihnen helfen! Aber halt, da fällt mir was ein. Mein bester Freund ist Jurist, wenn ich alle Einzelheiten der Sache wüßte, könnte ich's dem mal berichten und ihn für den Fall interessieren, vielleicht daß er — aber wir wollen uns noch keine vor-eiligen Hoffnungen machen, denn ich habe in ein paar Jahren nichts von ihm gehört.“

Erreut griff Dora die Worte auf. „D, ich könnte Ihnen alles genau erzählen, ich weiß es noch so, als wäre es gestern gewesen, und der Vater würde Ihnen vielleicht gern Näheres mitteilen.“

„Nun, so sprechen Sie mit ihm darüber, ich komme dann in diesen Tagen hin, vielleicht morgen schon; oder ist's Ihnen nicht recht?“

„Nicht recht? Ich freue mich so, wenn Sie kommen, doch ich denke eben daran, Vater spricht nie mehr von jener Zeit und von dem, was er da durchgemacht hat, wir müssen sehr vorsichtig sein, wenn wir ihn darauf bringen.“

„Ja gewiß, aber Sie werden damit schon zuflande kommen, Dora, und vielleicht ist es nicht nötig, daß er selber noch viel hinzufügt zu dem, was Sie mir erzählen können. Glauben Sie mir, ich nehme herzlichen Anteil an Ihnen und möchte Sie so gern glücklich sehen, Dora.“

Sie sprachen dann von dem, was er heute ge-  
lesen. Norwig wunderte und freute sich über das



tiefe Verständnis, welches er bei ihr entdeckte, über ihre wahre, feine Empfindung für alles Schöne.

„Ah, da sind wir schon an Ihrem Hause und ich möchte doch so gern noch recht lange mit Ihnen plaudern, Dora,“ sagte er bedauernd. „Uebrigens ich sehe Sie ja gar nicht mehr bei Ringelmeyers in der Wube auf dem Lagerplatz, bin schon ein paar Mal vorbeigeschlendert und hab' vergeblich nach Ihnen geseh't.“

„Ich muß jetzt viel zu Hause arbeiten, weil meine Mutter auch nicht wohl ist; wenn es geht, gibt mir aber der Buchhalter was zu schreiben für daheim, daß mir noch ein bißchen Nebenverdienst bleibt.“

Da fuhr Norwig ein Gedanke durch den Kopf. „Können Sie denn zu Hause noch schreiben?“ fragte er rasch.

„Ja, ganz gut, es ist mir immer nicht viel, was mir der Herr Holzner mitgeben kann.“

„Werden Sie denn Zeit finden, Dora, Skizzen und Züge aus dem hiesigen Volksleben, die ich nur so hingeworfen, für mich in's Reine zu schreiben?“ fragte er.

„Gewiß, gerade solche Arbeit machte mir große Freude.“

„Ich würde — aber entschuldigen Sie, daß ich die Sache geschäftlich behandeln muß — Ihnen gern ein angemessenes Honorar dafür zahlen.“

Dora fühlte, wie sie rot wurde. „Wenn Sie das auch nicht tun, ich wäre genug belohnt durch die Anregung und die Freude, die mir solche Arbeit macht.“

„So komme ich denn morgen und bringe die Sachen mit, auf Wiedersehen und gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Norwig! Ich danke Ihnen viel, vielmals.“

„Wir? Aber wofür denn, Kind?“ fragte er lächelnd.

„Für alles, Herr Norwig, dafür, daß Sie hergekommen sind und Teilnahme für mich haben,“ erwiderte sie, die Haustür aufschreibend.

Norwig ging ein paar Schritte, blieb dann stehen und beobachtete Dora durch das erleuchtete Fenster, wie sie zu dem Vater trat, der schlummernd in dem Lehnstuhl saß, und dann dies und jenes in der Stube besorgte. Sein Blick umfaßte das ärmliche niedrige Häuschen und slog dann hinauf zu den erleuchteten Fenstern von Haus Bergfriede. „Welch' ein Unterschied!“ dachte er. „Und doch verdiente vor allen anderen diese kleine, herzige Dora, dies schöne, poesiebegabte Kind, auf lichten, sonnigen Bahnen zu wandeln, daß ihr Geist frei und fehr seine Schwingen entfalten dürfte! Wär' ich reich — ja, wär' ich reich, daß ich nicht auf den elenden Mammon zu sehen brauchte!“

Am folgenden Mittag brachte Norwig sein Manuskript. Dora hatte schon ihrer Mutter gesagt, daß dies eine Arbeit für sie wäre, und so war Frau Barns im Hinblick auf den möglichen guten Nebenverdienst ganz einverstanden mit derselben. Sehr teilnehmend und herzlich fragte Norwig den alten Barns nach seinem Befinden und schien dadurch auch dessen Vertrauen zu gewinnen.

Mit Freuden und zierlicher Sorgfalt vollendete Dora ihre Abschrift, für die er, da sie selbst etwas anzunehmen sich weigerte, ihrer Mutter ein gutes Honorar einhändigte.

Dann hatte er schon wieder neue Arbeit und inzwischen nahe der Tag seiner Abreise. Dora hatte geschofft, er werde vorher noch einmal zu ihr kommen und es tat ihr sehr weh, als sie sich darin getäuscht sah.

„Herr Norwig hat heut Morgen schon bei uns Abieu gesagt,“ erzählte Helene Ringelmeyer. „Er hätte heut Abend noch so viel zu tun mit Einpacken von Büchern und Schreibereien, daß er gar keine Zeit fände nochmal zu kommen.“

Dora erwiderte nichts, aber es war ihr, als fühle sie einen körperlichen Schmerz tief im Herzen bei dem Gedanken, daß sie Norwig wohl niemals wiedersehen werde.

Es dunkelte bereits, als Dora nach Hause ging. Von den Äänen fielen raschelnd die weifen Blätter auf den Weg und über den Talwiesen braute der

Herbstnebel. Von dem Seitenpfad, der vom Walde herabführte, kam jemand eiligen Schrittes auf sie zu, ihr Herz pochte laut, es war Norwig.

„Da hab' ich meine Zeit so sehr nötig heut Abend und Sie verspäten sich so, daß ich seit beinahe einer halben Stunde dort oben promenieren und Herrn Ringelmeyers Lagerplatzort im Auge halten muß!“ sagte er, mit scherzhaften Vorwürfen ihr die Hand entgegenstreckend.

„D, ich dachte — ich meinte — ich würde Sie nicht mehr wiedersehen — weil Sie nicht zu uns gekommen waren!“ — stammelte Dora freudig verwirrt.

„Ohne Lebewohl werd' ich doch nicht fortgehen von Ihnen, Dora! Zu Ihnen gekommen bin ich nicht, weil ich — offen gestanden — Ihnen nicht in Gegenwart anderer Abieu sagen mochte. Ich hab' jetzt zwar bloß ein paar Minuten Zeit, doch freu' ich mich, daß wir uns noch getroffen haben. Eine Bitte hätte ich dann noch, Dora,“ fuhr er neben ihr hersehend fort, „Sie haben mir die Arbeit so schön und sauber geschrieben, da möcht' ich gern von D. aus Ihnen noch dergleichen zuschicken. Soll ich?“

„Gewiß, ich freu' mich immer so sehr, wenn ich von Ihnen etwas schreibe, ich bin ganz glücklich, wenn ich das noch weiter darf,“ versicherte Dora eifrig.

„Nun so werd' ich's Ihnen von Zeit zu Zeit von D. aus senden; dann vergessen Sie mich auch nicht, ebenso wenig wie ich Sie jemals vergessen könnte, Dora! Sie schreiben mir dazu dann auch wohl mal, wenn Sie die Sachen zurückschicken?“

„D, so gern, wenn ich darf,“ erwiderte sie.

„So leben Sie denn wohl, Dora! Ich hoffe auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“ Er hielt ihre beiden Hände und sah ihr tief in die Augen. „Inzwischen will ich mich auch bemühen, mein bezüglich Ihres Vaters gegebenes Versprechen einzulösen, wenn es mir nur gelingen wird, meinen früheren Freund, den Juristen wieder anzufinden. Doch für jetzt noch einmal von Herzen Lebewohl und auf Wiedersehen.“

„Befüt Sie Gott!“ sprach Dora aus innerstem Herzen, tapfer die Tränen bezwingend, die ihr in die Augen treten wollten.

\* \* \*

Wald nach seiner Abreise schickte Norwig einen Teil seines neuen Manuskripts; es lag eine Karte von ihm bei, die ein paar herrliche Zeilen enthielt: nur einen kurzen Gruß und die Bitte, Dora möge bei Rücksendung der Arbeit ihm recht viel von ihr und den anderen Bekannten dort erzählen. Dora kam gern seinem Wunsch nach; es machte ihr so große Freude, ihm zu schreiben; das Herz ging ihr über dabei, was sie mündlich nicht aussprechen, nicht in Worte fassen konnte, das floß ihr von selber in die Feder. Ihre Briefe voll inniger Wärme und tief poetischer Empfindung regten auch ihn zu ausführlicheren Antworten an; sie erwähnten dies und jenes aus seinen Arbeiten, und er freute sich über die echte, aufrichtige Begeisterung, die diese bei Dora weckten, und die Anregung, die sie auf das junge Mädchen übten.

„Dora, Dora!“ sagte der alte Postbote und drohte ihr scherzhaft mahnend mit dem Finger, als er ihr zugleich einen Brief von Norwig und von Karl übergab, „hast denn nun gar noch 'nen vornehmen Liebsten?“

Dora errödete, und ihre Herz pochte in freudiger Erregung, wie sie nun häufig den ersten Brief öffnete. Wie trocken und steif kamen ihr dagegen die Zeilen ihres Jugendliebendes vor. Karl fragte, warum denn ihre Briefe jetzt so kurz und selten seien. „Er weiß ja noch nicht, daß ich so viel anderes zu schreiben habe,“ entschuldigte sich Dora und wollte den wahren Grund, obgleich sie ihn ahnte, sich selber nicht eingestehen.

Der Winter war still vergangen und wieder der Frühling „auf die Berge getiegen“. In dem kleinen freundlichen Gärtchen, das Barns Dora zu Liebe vor dem Häuschen angelegt, blühten Primeln und Narzissen und die Rosen knospten an den jungen Zweigen. Lauer, warmer Abendhauch wehte

durch die offenen Fenster in die niedere, dämmerige Stube. Barns saß nach seiner Gewohnheit in sich zusammengesunken im Lehnstuhl; seine Frau hatte für die Feiertunde den Strickstrumpf zur Hand genommen und Dora ging unruhig aus und ein. Sie hatte schon am Nachmittag die sonnigliche, großgeblümte Decke über den Tisch gebreitet und einen hübschen Strauß von duftigen Frühlingsblüthen darauf gesetzt. Ihre Mutter ahnte wohl, weshalb; hatte ihr doch am Mittag Frau Herming erzählt, der Herr Norwig sei angekommen und werde wohl wieder eine Zeit lang hier im Dorfe bleiben. Dora hatte ihn wohl schon den ganzen Nachmittag erwartet und schien jetzt verstimmt und enttäuscht über sein Fernbleiben. Doch noch immer horchte sie auf bei jedem Geräusch, das draußen laut wurde.

Nasche Schritte näherten sich. Auf dem Kiesweg unter den Fenstern her kam ein Herr in grauem Hut und gleichfarbigem Anzug. Dora setzte die Tassen, die sie in der Hand trug, klirrend hin.

„Da ist er!“ sagte der Vater, und die Mutter erhob sich langsam, unbehilflich, und öffnete die Tür gerade als der Fremde über die Hauschwelle schritt und in den dunklen Küchenflur trat.

„Kommen Sie gefälligst herein,“ sagte Frau Barns, die Stubentür weit aufmachend.

„Guten Abend! Guten Abend, Vater Barns! Gott grüß Euch! Und da ist ja auch die Dora! Aber warum nennt Ihr mich denn auf einmal „Sie“ und seid so gar nicht überrascht, daß ich schon heute da bin?“ rief eine frische, frohe Stimme, deren letzten Worten man die Bewunderung anmerkte.

„Karl, bist Du's! Aha, der Karl! halte es aus dem Munde der Eltern; Dora stand wie angewurzelt, ohne dem Kommenden entgegenzueilen. Er warf den Hut auf einen Stuhl, reichte den beiden Alten die Hand und wandte sich dann zu ihr. Stark und stattlich war er geworden, die selten, energischen Züge seines Gesichtes traten noch schärfer hervor und in den blauen Augen lag die leuchtende Freude des Wiedersehens. Wohl schwand dieser Schen alsbald, wie er in Doras Gesicht sah, darin sich nicht Freude, sondern eher eine Enttäuschung malte. Doch reichte sie ihm jetzt herzlich die Hand.

„Grüß Dich Gott, Karl! Willkommen in der Heimat! Bist Du schon hier? Wir dachten noch gar nicht d'ran, daß Du käme! Zi, ich habe gemeint, es wär' der Herr Norwig, und das dachte sicher die Dora auch, wie wir Dich kommen sahen,“ erklärte Barns. „Aber nun setz Dich und mach Dir's bequem! Dora, schieb doch mal den Stuhl herbei und sorg, daß was aus den Tisch kommt!“

„Das nur, Dora, es hat ja noch Zeit! Du hast mir eigentlich noch gar kein freundlich Wort gesagt und saht auch so sonderbar aus, wie ich eben kam, gar nicht, als ob Du Dich freustest,“ sprach Karl, ihre Hand festhaltend. „Du bist mir doch nicht böse?“

„Worüber soll' ich Dir denn böse sein? Nun setz' Dich doch, Karl. Komm, leg' Deine Sachen ab und mach's Dir bequem.“

Er ließ sich nieder auf den Stuhl, den sie ihm reichte und wandte sich dann fragend an Barns, indes Dora hinausging und die Mutter ihr langsam folgte.

„Nun, Vater Barns, wie geht es Euch? Ich hab' schon von dem Unfall gehört, hoffentlich ist's nicht so schlimm wie es zuerst schien.“

„Om, die Schmerzen sind schon auszuhalten, aber das andere, weißt Du, der Berger und das Leid, das —“

„Denk nicht mehr dran, Vater Barns, es wird jetzt hoffentlich noch alles gut! Aber wer ist denn der Herr Norwig, den Ihr vorhin erwartet habt?“

„Der Herr Norwig? Zi, was er eigentlich ist, weiß ich selber auch nicht! Die Dora sagt, er wollte ein Buch machen über die Gegend und die Leute hier, da kam er denn voriges Jahr her, um sich bei mir zu erkundigen nach dem und dem, was ihm die anderen nicht so gut sagen können, und jetzt ist er wieder da.“



„Ein Buch? hm, Norwig, ich mein', ich hab' den Namen schon gelesen; richtig, er muß vor einiger Zeit auch so etwas herausgegeben haben. Wie hat ihn denn Dora kennen gelernt?“

„Bei Ringelmeyers im vorigen Herbst, so recht hab' ich eigentlich nicht d'raus klug werden können, was sie drüber sagt. Aber nun erzähl' doch mal von Dir.“

„Ja, Vater Barns, das ist nicht viel besonderes. Ich bin jetzt hier auf der Grube fest angestellt als zweiter Betriebsführer; sehr dankbar muß ich Frau Rotland und Herrn Hartmühl sein für alles, was sie an mir getan haben. An Deinem Gesicht seh ich, 's ist Dir nicht recht, wenn ich das sage, aber ich kann wirklich nicht anders. Denk mal, die schöne Stelle mit dem hohen Gehalt und ganz freier Wohnung! Herr Hartmühl schrieb mir, ich könnte vorläufig die noch leerstehenden Zimmer in seiner Junggefellennwohnung haben, später stände mir das ganze Haus zur Verfügung; er hat sich ja im Herbst mit seiner Schwägerin verlobt und wird auch wohl nach Bergfriede ziehen.“

„Ja, ja, ich hab' schon mit der Dora darüber gesprochen, Du wirst nun arg vornehm und magst wohl bald mit uns nichts mehr zu tun haben.“

„So? Glaubst Du das? Und was sagt Dora dazu?“

„Ei nun, sie meint es auch.“

„Dora glaubt es auch? O, nun wird mir's klar, jetzt weiß ich, warum sie mich so komisch und steif empfangen hat und zuerst so fremd tat, trotzdem wir wie Geschwister miteinander waren und uns noch immer geschrieben haben.“ rief der junge Mann lachend. „Auf meinen letzten Brief hat sie mir noch nicht geantwortet, aus dem wird sie wohl diese sonderbare Ansicht entnommen haben, weil ich in meiner Freude über die Stelle so glücklich davon schrieb. Ich hoffe aber, daß ich die Dora bald bekehre, Vater Barns, und daß aus unserer geschwisterlichen Freundschaft für uns alle ein rechtes Glück erblüht.“

„Karl, ich versteh', was Du sagen willst, soll das wirklich Dein Ernst sein?“ sagte Vater Barns, betroffen von dem Uebermaß der Freude und über die verheißene Zukunft. „Ach nein, nein!“ fuhr er dann wieder traurig fort, „sag' es nicht, daß Dora es hört, und das Kind sich dann vergebliche Hoffnungen macht; es könnt' niemals sein, wenn Du so vornehm bist und wir sind so sehr arm! Und dann bedenk', was auf mir liegt, das erbt sich auch auf unser Kind; könntest Du denn haben, daß sie Deiner Frau nachfragen, ihr Vater wär ein Mörder?“

Karl wollte erwidern, doch da trat Dora ein, um den Tisch zu decken. Er schwing und ließ den Blick hasten auf ihrem feinen Profil. Ja, glücklich und hoffnungsfreudig sah sie nicht aus, es lag etwas Unruhiges, Hastiges in ihrem Wesen und ihren Bewegungen.

„Du bist gewiß gar zu fleißig und hast zu viel gearbeitet, Dora, ich meine, ich sah Dir's an.“ sagte Karl bewegt.

„Ach nein, so sehr angestrengt hab' ich mich doch nicht,“ erwiderte sie, seinem Blick ausweichend.

„Ja doch, ich hab's immer gesagt,“ mischte sich die Mutter, ihren Sitz wieder einnehmend, ins Gespräch. „Vom Morgen bis Abend hat sie immer bei Ringelmeyers auf dem Lagerplatz in der engen Bretterbude gefessen und geschrieben, und in der letzten Zeit hat sie dann auch noch daheim viel geschafft müssen, weil's mit mir auch nit mehr gewollt hat mit der Hausarbeit.“

„Ja ja, hier bei uns ist nichts als Leid; Du tust eigentlich nicht mehr zu uns passen!“ sagte der alte Mann, wieder zurückfallend in seinen gewohnten Trübsinn, aus dem ihn Karls Ankunft für kurze Zeit emporgerückt hatte. „Hier scheint die Sonne nicht mehr und es ist schon ganz recht von Dir, daß Du Dich nach den vornehmen Leuten umsiehst und Dich zu denen hältst, die auch glücklich sind.“

Vater Barns, ich hoffe, die Sonne soll auch wieder scheinen bei Euch! Ihr müßt nur nicht immer so tun, als wenn ich nicht mehr zu Euch gehörte. Ihr könnt mir glauben, ich hab' schon seit acht Tagen mir immer das Wiedersehen mit Euch und Dora ausgemalt und mich d'rauf gefreut; nun war's doch so ganz anders, als ich gedacht hatte!“

„Ja, ja, weißt Du, da ist eigentlich der Herr Norwig schuld; der hat geschrieben, er käm' heut', und nun ist er doch nicht gekommen,“ erklärte Frau Barns, die wieder eingetreten war. „Es wär' mir auch lieber, wenn er da bliebt, ich kann's nit leiden, wenn er am End' noch der Dora Klausen in den Kopf setzt.“

Karls Stirn verfinsterte sich und er sah forschend

sie und setzte sich mit ihrer kleinen Nähnarbeit an den Tisch, auf den Stuhl, den er neben den feinen hinstob.

„Laß das Nähen doch jetzt, Kind, wir haben Wichtigeres zu tun heut' Abend, nicht? Nun sag' mir mal erst, wie bist Du denn eigentlich bekannt geworden mit diesem Norwig? Weißt Du auch, Dora, daß ich eifersüchtig bin? Hoffentlich ohne Ursache.“

Dora wurde rot. „Ich hatte ihn im vorigen Herbst einmal unterwegs getroffen und dann sah ich ihn öfter bei Frau Ringelmeyer.“

„Warum will er denn eigentlich hierherkommen? Was Dein Vater sagt, scheint mir mehr ein Vorwand.“

„Das ist es auch! Ich darf ja dem Vater nicht sagen, wieviel ich außer der Zeit tue; nun hat Herr Norwig ein großes Buch geschrieben, das soll ich ins Kleine schreiben. Er will's selber bringen und mir sagen, wie ich's machen soll.“

„Abgeschrieben, ein großes Buch? Uebernimm doch diese Arbeit nicht!“

„Aber wir müssen auf den Verdienst sehen.“

„Das mag sein, doch von jetzt an bist Du es nicht mehr allein, die für die Deinen sorgt, ich werde Dir beistehen, Dora, als Bruder und — Dora, Du weißt doch, welches Glück ich für uns beide erträumt und erstrebt hab'! Jetzt sind wir nun halb am Ziel, seit ich den Brief von Herrn Hartmühl bekam, hab' ich immer daran gedacht, wie auch Du Dich freuen würdest, und die Tage sind mir so lang geworden bis...“

„Sie fangen schon wieder an, kurz zu werden; mein Johann vorüber ist, geht's bergab und dann haben wir schon das beste Teil vom Jahre gehabt,“ warf Frau Barns schlaftrunken ein.

„Du hast mir noch immer nicht gesagt, Dora, wie Du mit diesem Fremden bekannt geworden bist; wo war's denn, als Du ihn unterwegs tratest?“ fragte Karl noch immer, mit einem Anflug von Eifersucht.

„Ich will Dir's erzählen, Karl, ich mein, ich müß' Dir's beichten,“ erwiderte sie. „Der Vater hatte mich angefleht mit seinen Plänen und Gedanken vom Reichwerden; die Arbeit und all das öde arme Leben um mich her gingen mir über den Kopf. Da wollt' ich den Schatz suchen, weißt Du, von dem wir uns schon als Kinder erzählten, der in der Tannen-schlucht liegen soll, das gehört ja zu Vaters Konzeption,“ begann Dora und erzählte dann ausführlich die Erlebnisse jener Nacht.

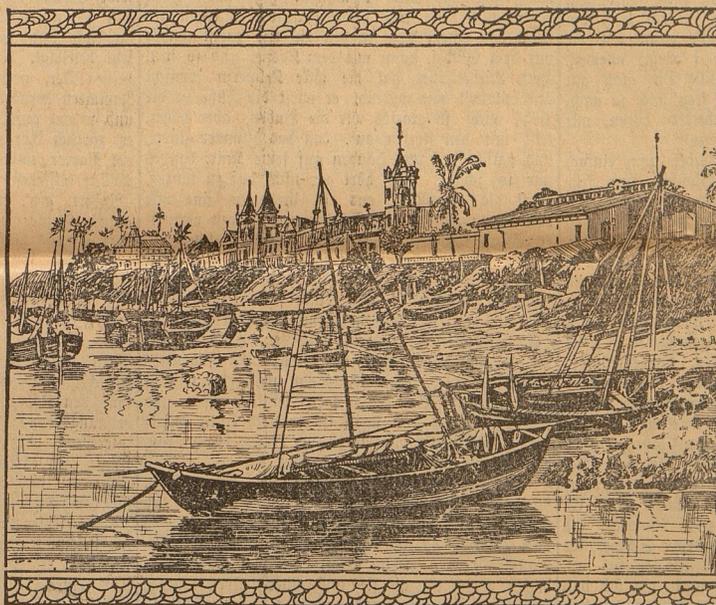
Karl hatte aufmerksam zugehört. „Du mußt mir auch mal die Stelle zeigen, Dora, es ist doch merkwürdig, daß sie sich so von ihrer Umgebung unterscheidet, vielleicht — wer weiß — ob doch noch etwas darunter verborgen ist, wenn auch nicht gerade ein Schatz. Ich will einmal versuchsweise dort bohren lassen.“

„Nein, sie hat noch keinmal einen Schatz gehabt,“ sagte die Mutter wieder sich aufstützend aus ihrem Halb-schlaf. „Und der Norwig braucht auch nicht hierherzukommen, was meinst Du, Karl? Hab's schon immer nicht gern gehabt! — Aber ich denk', Kinder, wir gehen schlafen, morgen könnt' Ihr Euch noch genug erzählen,“ setzte sie, sich erhebend, hinzu.

Der junge Mann reichte ihr und Dora zum Gutenachtgruß herzlich die Hand. „Ich komm' wieder, sobald ich kann!“ sagte er zu der Letzteren, indes seine Augen mit warmem Lichte die ihren suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Orientierungsreise Dernburgs nach Deutsch-Ostafrika.



Seemannshospital      Hauptmagazin.      Bauhof.      Zollschuppen.  
Am Hafen von Dar es Salam.

hinüber zu dem jungen Mädchen, das jetzt herein-kommend, das Essen auf den Tisch setzte.

„Es wird Dir wohl nicht mehr gut bei uns schmecken, bist' andere Kost gewöhnt,“ meinte Vater Barns.

„Nirgends schmeckt mir's so gut wie hier, das glaubt nur; 's ist doch für mich wie im Elternhaus!“ beteuerte Karl.

Bald nach dem einfachen Mahl mußte Barns, wie gewohnt, sein Lager aufsuchen, Dora und die Mutter brachten ihn in die Kammer; die erstere kehrte zurück, um den Tisch abzuräumen, die Mutter kam dann auch und setzte sich mit ihrem Strickstrumpf auf die Ofenbank, wo sie jedoch bald einschlieft.

Dora war noch in der Küche beschäftigt, jetzt trat sie wieder ein; Karl ging ihr entgegen und faßte ihre Hand.

„Komm' Dora, laß uns noch ein Stündchen gemächlich plaudern und einander erzählen, was wir auf dem Herzen haben, wie wir es als Kinder taten; so lange hab' ich mich darnach gesehnt!“

Seine ruhige, herzliche Art berührte sie traut und lieb. „Ja, Du bist gut und geru, Karl, es tut mir auch so wohl, wenn ich alles mit Dir besprechen kann wie mit einem Bruder,“ entgegnete

## Niederhubers in der Sommerfrische.

Von M. Henle.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

## 6. Auf der Festwiese.

Am Abend war Bauernball in Dillen bei Dillen, nachmittags großes Schützenfest; das war was für den unternehmungslustigen Herrn Niederhuber. „Moterl“, rief er, „richt' Dich z'amm; gib mir meine kurzen Dosen, die Wadelstrümpf un 's fesche Hütel mit dem Spielhahn drauf; heut geh'n mer zum Schießen und zum Ball. Der Meyer sagt, g'schuhplattelt wird, und da werd' ich den Bauern zeigen, was schuhplattelt is.“ Bei dieser Rede ihres Gemahls machte Frau Privatier Niederhuber ein ganz merkwürdiges Gesicht, sagte nichts, wie meistens, wenn sie sich sehr viel dachte. Ohne ihr Stillschweigen zu beachten, ruft er eifrig: „Schad' is, daß ich mei G'wehr net dabei hab', dene häit ich was vor-g'schossen; aber 's wird am End' auch mit dene ihra Büchsen was wer'n, paß auf, mi juchts schon in die Fingerpiß'n, i schiaß mer an erstem Preis.“ Frau Niederhuber sagt immer noch nichts: „Ja, was is denn jetzt dös, warum red'it denn Du nir? Hat Dir b' Freud b' Ned verschlag'n oder gönnt Du mir wieder dös Vergnügen nicht? Mach' doch um Gotteswillen kein so'n Gesicht, als wenn Du die getränkte Lederwurst wärs't — i mein' alleweil, wenn ich mi freu', nachher könn't's Dir auch gut g'na sein!“ „Gewiß, Robert, ich freu' mich ja auch, aber —“ „Will gar nir „Geabertes“ hören, mir gehen, Du richt' Di z'amm, allons!“

Und sie gingen, Frau Niederhuber ganz einfach im Lobenkleid, mit der weiten Bloufen, und sehr erschauert aussehend; denn sie hatte sich gehörig abzappeln müssen, bis Herr Niederhuber vollständig rausgestaffelt war. Zuerst wollten die Lederhosen, trotz aller gemeinschaftlichen Anstrengung, nicht mehr über das dicke Wäuschel des Herrn Privatier zugehen, und erst nachdem er seine Taille, wenn man so sagen kann, mit beiden Händen und einem dicken Gummigürtel zusammengebrückt, gelang es. Fesche sah er aus, das muß man sagen, Wadelstrümpf, die ihrem Namen alle Ehre machten; mit Edelweiß gestickte Hosenträger auf dem ausnahmsweise weißen Hemd (bitte mich nicht mißzuverstehen, er trug nämlich sonst ein farbig wollene Jägerhemden), das grüne Hütel mit dem Spielhahn ted aus's linke Ohr gestekt, frisch rasiert und den Schnurrbart unternehmend aufgewischt, sah er famos aus. Es dauerte denn auch mindestens zehn Minuten, bis Herr Niederhuber sich von seinem Spiegelbilde trennen konnte, immer wieder blickte er sich an, machte ganz verworfene Anstrengungen, um sich von rückwärts betrachten zu können, und stieß endlich, rückwärts gehend, mit dem Rücken an seine, ahnungslos mit dem Kaffeebrett eintretende Gattin! Ein Schrei, die Tasse stieg übers Brett und nur durch ein plötzliches Parieren rettet Herr Niederhuber seine fesche Toilette. Auf das Anerbieten seiner Frau, ihm frischen Kaffee zu besorgen, sagt er mit einem Blick auf die Uhr: „Nein, es dauert mir z'lang, ich muß zum Schieß'n, mir juchts schon in allen Fingern, also los!“ Frau Niederhuber küßt der Reihe nach sämtliche Kinder, Herr Niederhuber verspricht dem Marz die Preisjahne, den andern unterschiedliche geschossene Pfeiserln, und fort gehts.

Auf der sogenannten Festwiese geht es kreuzfidel zu; Herr Niederhuber wird mit „Halloh“ empfangen, denn er ist sehr populär in Dillen, was er hauptsächlich seiner Nobilität betreffs Freihalten der verschiedenen Seppel, Jahl und Mischel verdankt. Seiner Frau, obwohl sie die Leute alle sehr gen hat, auch gern tanzt, ist's nicht recht wohl bei der Sach'; denn ihr Mann, wenn er einmal in die Lustigkeit und in's Essen und Trinken meinkommt, läßt sich nir mehr sagen, aber sie kann nir machen. Zuerst geht's Schießen an; Herr Niederhuber ist ganz aufgeregt, die Bauern sehen alle, die Pfeis'n rauchend, die Hände in den Hosentaschen, gespannt zusehend, um ihn herum. „Zeit paß' auf, Alte, jetzt geht's los!“ — Bums — nir' trof'al! „Gebens mir a andere Büchsn“, sagt ärgerlich Herr Nieder-

huber nach dem zehnten Schuß, „mit der treff' i nir!“ Eine andere wird ihm gereicht, er legt ein paar Mal an, zielt, setzt wieder ab, endlich — Bums — ein Schrei, Herr Niederhuber hält sich die Wange. Troffen hat er wieder nir, aber's Gewehr hat zurückgeschlagen und ihm eine tüchtige Wass'ch'n verseht. Er ist wütend, wirft die Wäsche hin und schreit: „Dös is kei Macherel, mit an so enen Schießsprügel kann man ja unglücklich werden, wie können Sie sich unterstehen, mir a so a G'wehr z'geben, jetzt tu i schon kein Schuß mehr!“ — Vergerlich trinkt er eine Maß aus, ist eine Unmasse Wärsch'l, dünn'fälsche, dick'fälsche — dann erhebt er sich stillschweigend, seine Frau will mit, allein eine Bewegung seiner Hand heißt sie bleiben. „Du gehst net mit dös'mal, sonst treff' i wieder nir, Du bringst mir Unglück!“ Sie bleibt zurück, nach zehn Minuten bringt er fünf Pfeiserln, die er auf einen Schuß, wie er sagt, runtergeschossen hat; natürlich jedes extra auf einen. Die Preise waren alle schon herausgeschossen, sonst häit' er jetzt sicher auch noch einen Krieg!

Mittlerweile ist es Abend geworden, die Bauern gehen in die Stuben, es ist zwar kolossal heiß, aber dös macht nir; die Zithern, Geigen und Guitarren wer'n g'stimmt und 's Tanzen geht an. Frau Niederhuber, die eine lebensfähige Tänzerin ist, fliegt von einem Arm in den andern, zuerst tanzt's mit dem Mischel, dann mit dem Kasper und so fort. Herr Niederhuber hat die dicke Kellnerin erwischt und plattelt wie wütend, er wirft die Füße in die Höh', nicht so grazios wie die Huben, aber höher, tritt mit den Ferlen auf, daß das Zimmer zittert, und patst mit den Händen auf seine Knie, daß es nur so schallt. Er hört gar nicht auf zu tanzen, selbst als die Musik aus ist, dreht er seine dicke Kellnerin noch ein paar Mal herum; dann versucht er einen Janzger, der aber bedenklich schnadelt, endlich hört er auf, süßt seine „Dame“ an ihren Tisch, nämlich dem Schenkisch, und läßt sich gleich von ihr freudigen. Mit einer schämenden Maß kehrt er zu seiner Gattin zurück und ruft überlaut: „Proßt Moterl!“ „Um Gotteswillen, Robert, trink nit so in d'Gis nei, es könn't' Dir schaden!“ „Nir?“ ruft er, „mir schad' gar nir, extra trink' i no a Maß!“ So geht's fort, trinken, essen und tanzen. Nachts um Zwölf ist er noch einen Gansbraten mit Gurkensalat trotz aller Bitten seiner Frau, die weiß, daß er das nicht verträgt.

Endlich um ein Uhr nachts gehen's heim; Frau Niederhuber totmüde, Herr Niederhuber singend und kreuzfidel. Er hat mit allen Bauernmädlen der Reich nach getanzt, hat alles freig'halten, viel Geld verbraucht, aber — schön wars. „A bisl müb' bin i doch“, meint er, „als sie nach einer halben Stunde nach Haus kommen, „und noch was z'essen möcht' i!“ „Aber, Robert, Du hast ja so viel gessen, geh, leg' Dich so nieder.“ „Ja, was was denn jetzt dös, jetzt da schang's die Frau an! Gelt, zum Vergnügen mitmachen, da bist dabei, aber Deinem verschmachtenden Gatten Labung zu bringen, dös gibts net? Wenn i jetzt nit augenblicklich was z'essen krieg, nachher wec' i die ganze G'sellschaft auf!“ „Aber, Robert, schau, es is ja jetzt auch nir mehr da.“ „Was, nir mehr da? Sind nicht heut Erb-beeren gekommen, die es' ich noch, einen Teller voll!“ „Auf die Gurten' nau?“, „Dös macht nir. Du's nur her!“ Seufzend bringt Frau Niederhuber einen Teller voll, denn er schlunigst verzehret; dann entkleidet er sich, was allerdings rascher als das Ankleiden geschehen ist, und fünf Minuten nachher ertönt melodisches Schnarchen. Frau Niederhuber muß erst alles wieder ordentlich zusammenräumen, denn ihr Mann hat sämtliche Kleidungsstücke bunt durcheinander auf den Boden geworfen. Dabei findet sie auch das Portemonnaie ihres Gatten und mit verzehlicher Neugier blickt sie hinein. Er hatte sich 30 Mark eingesteckt und entsekt findet sie nur eine Mark und einige Kupfermünzen; ein etwas teurer Ball champêtre! Sehr müde legt sie sich endlich auch und schlummert ein; doch nicht lange hat sie geschlafen, da fährt sie erschreckt in die Höhe. „Moterl“, hört sie ihres Mannes Stimme, aber sie klingt so eigentümlich gepreßt. „Moterl, ach, komm'

doch a bisl her, mir ist nicht recht extra!“ Zitternd macht sie Nicht, schlüpft rasch in ihre Kleider und eilt an das Bett ihres Mannes. „Was is denn, Robert?“ „O Gott, o Gott, mir is so elend, ich muß sterb'n, hol' den Doktor, aber schnell, es geht zu End' mit mir.“ Frau Niederhuber hat sich gefast, sie sieht ihren Mann sogar ruhig lächelnd an und meint: „Na, es wird net so schlimm wer'n, dös kommt von de Erbbeer und dem Gurkensalat — ich mach' Dir halt an Mintztee, dann wird's schon wieder guat!“ Herr Niederhuber stöhnt: „Du hast kein Herz für Deinen sterbenden Gatten, das ist was viel Schlimmeres, Du wirst es schon sehen, mach' mir an Tee aber schid' zum Doktor, i muß sterben!“ Frau Niederhuber meint, er solle doch bis zum Morgen warten, sie will die Köchin nicht werden, aber da kommt sie schon an. „Was, ruft er ent-rüstet, „die Ruhe Deiner Köchin sieht Dir höher als das Leben Deines Gatten? Ach Gott, wie is mir so übel; wo bleibt der Tee? Schid' zum Doktor, i muß sterben!“

Achselnuckend weckt Frau Niederhuber die Köchin, die mürrisch und langsam fortgeht; Frau Niederhuber kocht einen Tee und bringt ihn dem stöhnenden Gatten. Sie ist sehr rüdrig, denn sie hat dieselbe Sache schon unzählige Male erlebt und weiß, daß es nichts zu bedeuten hat; aber ihr Mann ist ängstlich und über ihre Ruhe trotz aller Krankheit sehr beleidigt. Unter Stöhnen trinkt er den glühenden Tee, verbrennt sich die Zunge, was neues Jammern hervorruft, dann legt er sich etwas nieder und martet auf's Ende. „Moterl!“ — dabei ergreift er zärtlich ihre Hand — „Moterl, geh' nimm Dir ein Papier und eine Feder, ich will meinen letzten Willen aufsetzen, wer weiß, wenn's zu Ende geht!“ „Robert, geh', mach' doch keine solchen G'schichten wegen Deiner bisl Schleichigkeit!“ — Empört und vorwurfsvoll blickt er sie an. „Meine Schleichigkeit? O Moterl, Du wirst es noch bereuen, i bit' Dich, reg' mich nicht so sehr auf und schreib.“ Wissend, daß es besser ist, ihm nachzugeben, holt sie Tinte und Feder und sagt lakonisch: „Nun?“ Mit einem tiefen Seufzer fängt er an: „Schreibe oben drüber: Mein letzter Wille! — Eine Waschschißel, eine Waschschißel, aber schnell, schnell!“ Sie eilt, hält ihm den Kopf, und die Katastrophe vollzieht sich ordnungsgemäß. Er legt sich in die Rücken, interessant blaß, sie wüch ihm die Stirne und fragt: „Ist es Dir nun besser?“ Er nicht schweigend, sie räumt die Sachen wieder in Ordnung, setzt sich an den Tisch, taucht die Feder ein und spricht: „Mein letzter Wille — nun was weiter?“ Allein sie bekommt keine Antwort; um sich blickend, sieht sie, daß er eingeschlafen. Lächelnd erhebt sie sich, stellt einen schützenden Schirm vor das Licht und legt sich angekleidet aufs Sofa, um den Doktor abzuwarten. Sie hat entseklige Kopfschmerzen, ist i-hr müde, allein sie muß eben warten. Endlich fährt der Doktor an, sie eilt ihm entgegen und sagt besorgt: „Bitte, etwas leise, er schläft, kommen Sie nur herein, und Sophas, machen Sie für den Herrn Doktor Kaffee.“ Der Doktor ist sehr greulich, daß er geholt und noch dazu mitten in der Nacht umsonst geholt worden ist. Schweigend trinkt er den Kaffee, betrachtet den schlummernden Herrn Niederhuber und meint: „Dem fehlt gar nir, da hätten S' mich net holen brauchen, und fährt endlich wieder brummend fort. Frau Niederhuber bleibt vollends auf, in der Früh ist's mauerhill — sie sorgt, daß ihr Mann nicht gestört wird — und so gegen 12 Uhr erhebt er, etwas blaß, aber wieder ganz der Alte, auf der Bildschäche.

„Guten Morgen, Kinder“, ruft er, „gestern wars schön.“ „Papa, wo is die Jagne?“ fragt der Marz. „Was für a Jagn', Du Rausbub, wirst ruhig sein?“ „Der Papa hat Pfeiserln mitgebracht“, begütigt die Mama, „hier, Kinder!“ Dann wendet sie sich schelmisch zu ihrem Manne und sagt: „Meinst Du zuerst was frühlücken, oder soll ich's Testament irtig machen?“

„Oh Moterl!“

(Fortsetzung folgt.)



